

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

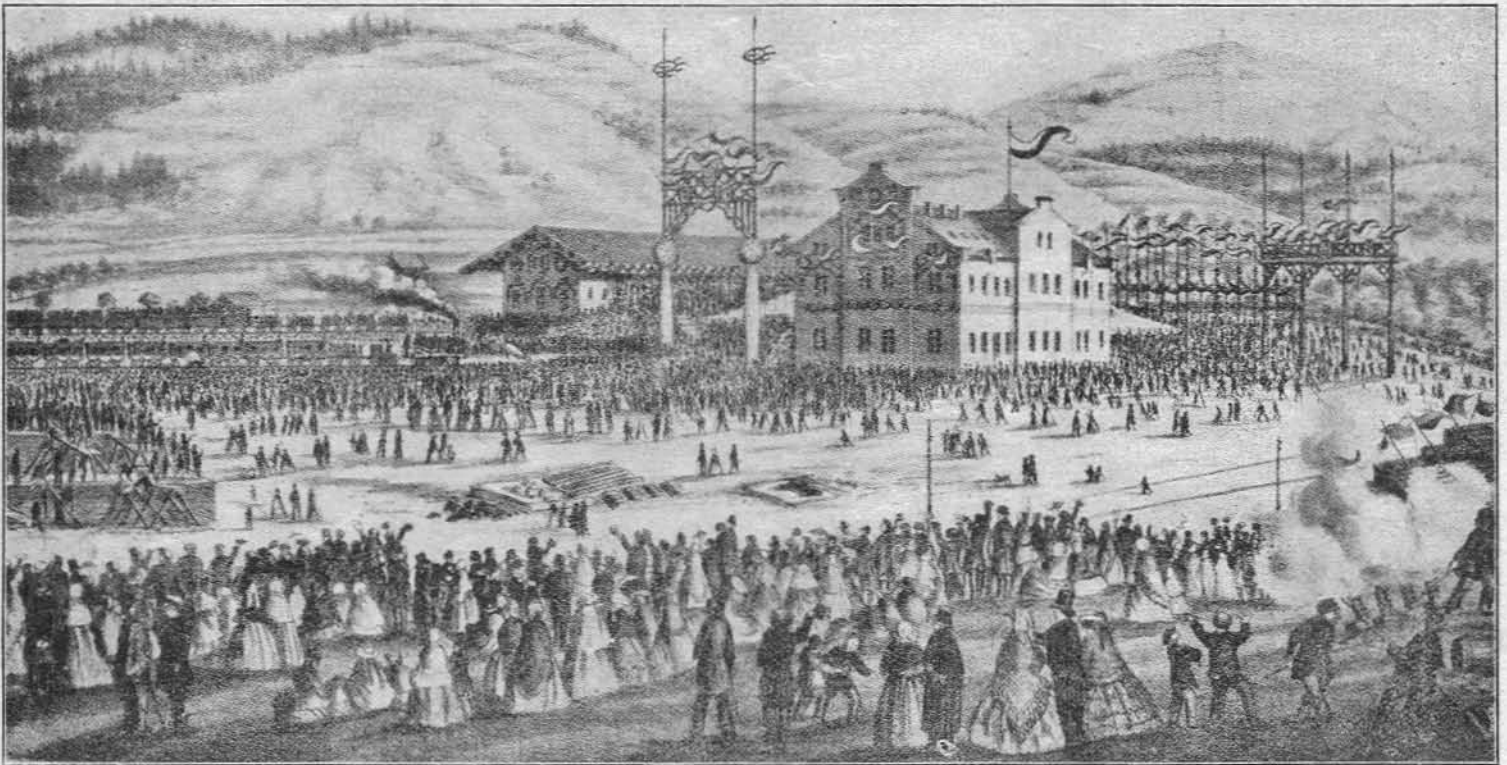
Nr. 20. — Sonntag, den 14. Mai 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

75 Jahre Schwarzenberg—Zwickauer Eisenbahn

Der 11. Mai 1858 ist ein wichtiger Markstein in der Geschichte nicht nur der Stadt Schwarzenberg, sondern des westlichen Erzgebirges überhaupt. An jenem denkwürdigen Tage wurde die erste erzgebirgische Eisenbahnlinie in Betrieb genommen und damit ein wesentlicher Teil unserer Heimat dem modernen Verkehr erschlossen. Will man die Bedeutung dieser Tatsache heute, wo dem Schienenstrang im Auto und Flugzeug mächtige Wettbewerber erwachsen sind, recht würdigen, so muß man in Broschüren, Zeitungen, Landtagsakten u. a. aus den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts blättern.

wirtschaftliche Bedeutung des Schienenstrangs rasch erkannt und erörterte lebhaft alle Pläne, die auf die verkehrstechnische Erschließung unserer Heimat abzielten. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß örtliche Interessen da und dort betont und gegeneinander ausgespielt wurden. So traten die Annaberg-Buchholzer Interessenten mit aller Energie für den Bau einer Linie Chemnitz—Annaberg—Romtau ein, während man im Westen mit ebensoviel Nachdruck die Verlegung einer Anschlußstrecke Schwarzenberg—Zwickau befürwortete. Sieger in diesem Wettstreit blieben die Schwarzenberger, deren Wünsche vor allem von dem damaligen Bürger-



Die Eröffnung der Eisenbahnlinie Zwickau—Schwarzenberg am 11. Mai 1858. (Nach einer zeitgenössischen Lithographie von Jul. Wagner.)

In den ersten beiden Jahrzehnten sächsischer Eisenbahngeschichte standen naturgemäß das Flachland u. die großen Flußtäler im Vordergrund, da sie beide der Linienführung verhältnismäßig geringe Hindernisse boten. Es entstanden somit zuerst Bahnstrecken, die das Erzgebirge gewissermaßen umfakten, an zwei Stellen allerdings auch schon seinen Fuß berührten. Und zwar in Zwickau und Chemnitz, die seit 1845 bzw. 1852 dem neuen Verkehrsmittel angeschlossen waren. Weiter ins Gebirge vorzustoßen, getrauten sich die Privatunternehmer, in deren Händen damals Bau und Betrieb der wenigen Bahnlinien lag, noch nicht, da man die Rentabilität derartiger Strecken bezweifelte, außerdem aber auch technische Schwierigkeiten befürchtete.

Trotzdem war im Obererzgebirge der Wunsch rege, unmittelbaren Anschluß an das werdende Eisenbahnnetz Sachsens zu gewinnen. Namentlich in den industriellen Kreisen hatte man die

meister u. Landtagsabgeordneten Ernst Gustav Weidauer tatkräftig vertreten wurden. Zwei Umstände kamen ihnen dabei zu gute. Einmal bot das Mulden- und Schwarzwassertal eine günstige Einbruchslinie, durch die der Verlauf der geplanten Bahnlinie von Natur aus vorgezeichnet war, zum andern war am 1. Nov. 1854 in der Stichbahn Zwickau—Cainsdorf bereits eine Teilstrecke des neuen Schienenstrangs eröffnet worden. Dank dieser günstigen Vorbedingungen gelang es den unermüdeten Bemühungen Weidauers alle Bedenken zu überwinden und in der Ständekammer einen positiven Entschluß in der schwebenden Frage herbeizuführen. Daraufhin wurde 1856 der Bau der Anschlußlinie Cainsdorf—Schwarzenberg in Angriff genommen und verhältnismäßig rasch vollendet, so daß die neue Bahnstrecke, die erste, die ins eigentliche Erzgebirge vorstieß, am 11. Mai 1858 in Gegenwart des Königs

Johann, des Kronprinzen Albert, der Königin und Kronprinzessin sowie zahlreicher Würdenträger eröffnet werden konnte.

Ueber die aus diesem Anlaß veranstalteten Feierlichkeiten veröffentlichte die „Obererzgebirgische Zeitung“ am 14. Mai 1858 (Jahrg. 1858, Nr. 39) folgenden Bericht, der am 75. Jahrestag dieses bedeutsamen Ereignisses von besonderem Interesse sein dürfte:

„Die Stadt Zwickau war am Tage der Einweihung wenigstens in der Gegend des Bahnhofes reich mit Kränzen und grünem Gewinde geschmückt, fast überall flatterten Fahnen in den Landes- und Stadtfarben.

Nachdem eine Morgenmusik vom Balkon des in üppigem Festschmucke prangenden Gewandhauses erklingen war, begaben sich Ihre Majestäten in den Morgengottesdienst, worauf ein großer, prächtiger Bergaufzug erfolgte, an dem fast zweitausend Mann Theil nahmen. Diese Leute waren sehr gut, größtentheils neu gekleidet und hatten ein recht munteres, behäbiges Aussehen. Sie defilirten vor dem Stengel'schen Hause am Markt, in welchem, und zwar in der Wohnung Sr. Excellenz des Staatsministers von Friesen, Ihre Majestäten wohnten. Hierauf zogen sie nach dem Bahnhofe, bis zu welchem sie sich in langem Spalier aufstellten.

Nun begaben sich die zum Feste Beladenen nach dem Bahnhofe, wo der Dresdner Festzug schon seit 8 Uhr angelangt war. Ihre Majestäten und Ihre K. Hoheiten, der Kronprinz und die Kronprinzessin, erschienen, auf's freudigste begrüßt, und nahmen bald den für sie bestimmten Salonwagen ein.

Der Zug bestand aus 18 Personen-, einem Packwagen und zwei offenen Wagen für die Musiker, voran die neueste Locomotive Hartmann's, „Hundert“, mit Fähnchen geschmückt, der Wagen der königlichen Familie mit Blumen geziert. Ueber die Bahn war eine große, sehr schöne Ehrenpforte errichtet, durch welche der Zug sich ¼ 10 Uhr in Bewegung setzte.

Der Festzug wurde von den Bewohnern aller an der Bahn gelegenen Ortschaften lebhaft begrüßt, mit dem größten Jubel aber bewillkommnet in Schwarzenberg, wo er kurz nach 12 Uhr anlangte.

Am Bahnhof sprach Herr Kirchenrath Dr. Döhner die Weihe- rede und das Weihegebet; es wurde das Lied „Nun danket Alle Gott“ gesungen, dann hielt Herr Geh. Finanzrath v. Craußhaar eine Anrede an Se. Majestät, die in huldvollster Weise erwidert wurde. Der Oberingenieur Sorge erhielt von Se. Majestät selbst das Ehrenkreuz des Verdienstordens und der Locomotivführer Reithard die silberne Verdienstmedaille.

Nachdem dann das Sachsenlied gespielt worden war, begab sich die königliche Familie, geführt von den Spitzen der Schwarzenberger Behörden, auf den reizenden Ottenstein. Ueberall wurden die Allerhöchsten Herrschaften, von denen Ihre Majestät die Königin sich eines Tragesessels bediente, von einer außerordentlichen Menschenmenge begleitet, so daß die Wege oft nicht frei zu halten waren und Kinder wie Erwachsene aus der Masse mitten in die Umgebung der allerhöchsten Herrschaften geriethen. Alles trug deutlich den Stempel der innigsten Loyalität.

Nach der Rückkehr auf den Bahnhof besichtigten Se. Majestät die aufgestellten Mineralien aus der Umgegend. Halb drei Uhr begaben sich die Herrschaften in den zum Festsaal umgeschaffenen Güterschuppen zum Dejeuner. Dieselben nahmen in der Mitte Platz; zu beiden Seiten standen lange Tafeln für die Eingeladenen, die um die Plätze geloozt hatten.

Während der Tafel ergriff zuerst Se. Majestät selbst das Wort. Alles lauschte, als mit unverkennbar freudiger Rührung der erhabene Sprecher des Segens gedachte, den die neue Verkehrsader im armen Gebirge entwickeln solle, und in einem Hoch auf das theure Vaterland schloß. Da brach alles in buntesten, stürmischen Jubel aus; Thränen glänzten in Männeraugen, und man meinte mit solcher Innigkeit den König Johann noch nicht sprechen gehört zu haben.

Nach 5 Uhr erfolgte die Rückreise. Der Abschied war womöglich noch lauter, noch begeisterter als der Empfang, hier in Schwarzenberg wie allenthalben auf dem ganzen Wege.

Die Fahrt war eine durchaus glückliche, vom schönsten Wetter begleitet und durch keinen Unfall gestört. Die hohen Herrschaften befanden sich sichtlich im besten Wohlfühlen und in heiterer Feststimmung.

Die von allen Seiten erhoffte Hebung des Verkehrslebens stellte sich sehr rasch ein, vor allem da die nach Karlsbad und Böhmen Reisenden von Schwarzenberg an Wagen nehmen mußten. Aber auch in anderen Zweigen der Wirtschaft zeigte sich bald die befruchtende Wirkung des neuen Schienenstrangs. Wenn nun auch Schwarzenberg selbst vorerst die Hauptvorteile der Neugestaltung einheimste, mittelbar machte sich der günstige Einfluß der ersten erzgebirgischen Bahnlinie nach und nach in größerem Umkreise geltend. Ja, selbst die Annaberg-Buchholzer Gegend, die noch bis 1866 bezw. 1872 auf die Erfüllung ihrer berechtigten Eisenbahnwünsche warten mußte, zog in gewissem Sinne Nutzen aus dem Bau des Schwarzenberg-Zwickauer Schienenstrangs, insofern es durch ihn dem neuen Verkehrsmittel immerhin ein gutes Stück näher gerückt war. W. L.



Eine erzgebirgische Dorfgeschichte von Max Geißler. (6. Fortsetzung.)

„Nun schau mir einer den Peterl an!“ rief der Zachenhesselhans über die Gitarre herüber. Der Peterl vom Sonnenwirbel saß in der Ecke, schaute zu, wie alles so flink und drall und so blühend war am Fanele und wär' in dieser Stunde gar zu gern der Hilari gewesen.

Aber er riskierte keinen Dreher mit dem Fanele und — die Mahm traute sich keinen mehr mit ihm. Wenn solch ein Bündel Jahre mit herumgewirbelt sein will, da ist das zu schwer!

Es kam dem Peter aber doch ein Zucken in das Herz, schier deuchte ihn: auch in die Beine. Aber der Peter glaubte dies Zucken nur dem Herzen, rückte dem Zachenhesselhans an die Seite und sagte:

„Gib her die Gitarre und du geh einen tanzen!“ Hernach: wenn du einen Dreher riskierst, werd' ich auch einen wagen.“

Der Alte, der so vergnügt in den Tag schaute, wartete noch ein Weilchen —

„Bis der Hilari nimmer schnaufen kann, Peter,“ sagte er. Und wie der Hilari sich wirbelig gedreht, rief er:

„Komm her, Fanele! Machen wir einen!“

„Jetzt: wenn die Leut nicht so laut sein wollten, tät man die Flammen im Ofen lachen hören!“ sagte die Harfenfrau und lugte ins prasselnde Feuer. Natürlich hatte auch dies Lachen der Flamme seine gute Vorbedeutung. An solch' einem Tage muß einer auf alles achthaben! . . .

So fing der Zachenhesselhans zu tanzen an.

Wie das Fanele merkte: es wirbelt herum als in den Armen eines Jungen, und wie ihm das rote Röckl flog gleich einem Kreisel aus lodernndem Feuer, tat der Zachenhesselhans einen Tucher wie der Hans-Toni, wenn er das Wawrl auf der Bergwiese weiß.

„Leut,“ rief er, „jetzt — um vierzig Jahr rückwärts hab ich mich getanzt, mitten hinein in die Jugendzeit! Und nun: spielt einen Stampfer auf, einen richtigen, damit wir sehen, ob's Haus hält!“

So spielten die drei auf der Ofenbank einen Stampfer, einen richtigen, und der Zachenhesselhans und das Fanele begannen zu drehen, — so einen, den sie justament nur tanzen konnten auf den neuen Dielen, in denen der Staub der Zeit sich noch nicht eingenistet hatte.

Und der Zachenhesselhans schlug die Nagelköpfe seiner Schuhsohlen alle hinein in den neuen Fußboden . . . Macht nix! Der Hans-Toni heiratet das Wawrl nur dies eine Mal. Heut muß alles hin sein, hin wie gestern nacht die irdenen Töpfe, die sie haben zu Scherben geworfen an dem Türstein vom Sonnenwirbelhaus! Alles hin, und wenn's selber die Steifheit in den Beinen wär, mit der sich die sechzig Jahre Waldleben gar so viel Mühe gegeben haben, daß sie die endlich doch zuwege gebracht!

Als der Zachenhesselhans neben dem Fanele wieder auf der braunen Bank saß, die an der Wand hinlief, und ihm die Hand streichelte, die ihn den langen Weg durch die vierzig Jahre zurückgeführt hatte, lehnte das Harfenweibl sein Saitenspiel an die Ofenbank.

„Jetzt,“ rief der Zachenhesselhans, „jetzt, Weibl, komm mit dem Teller!“

Da lachte die kleine Frau hell heraus —

„Sag ich's nit: wenn dem Zachenhesselhans einmal kein G'spaß mehr einfällt, nachher: hadje, du mein liebes Waldland, mit dem Hans vom Zechenhaus ist's auf die Reige!“

„Und doch ist es dem Zachenhesselhans ernst mit dem Teller, Weibl, — so komm! Ich hab für keinen zu spielen, Schindeln zu machen, Holz zu rücken — das Weibl aber sieht und schafft für zwei. Geh her, Weibl! Jetzt: einen halben Gilden sollst haben, weil du dem Zachenhesselhans noch einmal hast auf die jungen Beine geholfen, auf denen er vorher hat gestanden! Einen halben Gilden für ein Stück wiedergefundene Jugend — das könnt' einer mit einem ganzen Tagelohn nicht zu teuer bezahlen.“ Und während sie sich noch freuten über die gute Rede, schnalzte der Alte schon wieder mit dem Daumen:

„Jetzt, da fällt mir ein — paß auf, Hilari eingefallen ist mir etwas! — am End' ist eine Verwechslung mit den Beinen geschehen: der Zachenhesselhans hat die jungen vom Peterl, und der Peterl hat die steifen vom Hans! Haben vorhin beim Musikmachen so dicht beieinandergesessen, die beiden.“

Run, weil aller Augen auf den Peterl vom Sonnenwirbel schauten und das Fanele heimlicher Weis' in sein Nastuch sicherte — es hatte heute das aus der Lade genommen, um das es sich die feine Spitze selber gekloppt und das es seit der Firmung nimmermehr angerührt — da flog dem Peterl ein Feuer auf die Stirn.

So ging der Peterl aus der Stube, rasch einmal nach dem Wetter schauen, ob's noch so verdrossen hinter dem Plessen heraufzöge wie am Nachmittag. Die Erdäpfel müßten dasmal ja aus dem Schnee heraus, wenn der Winter sei gar so eilig auf das Gebirg lief!

Ueberdem hatten der Peterl Einräumer — dem Peterl sein Vater — und der Wurzltonl den weißgeschuerten Tisch wieder aus dem Flur in die Fensterecke gestellt, und die Gabi, die heut die Hausfrau auf der Höll war, trug den Kuchen herein und die Tassen.

„Mußt nit,“ sagte die Mahm vom Sonnenwirbel, und trat dazu ganz nahe an den Zachenhesselhans, „mußt nit dem Peterl den Tag verleiden, Zachenhesselhans! Der Peterl is ein anderer; weißt's eh, daß er ein so weiches Herz hat.“

„Hm,“ machte der Alte und in seinen Augen war ein Glanz, so blank wie das Feuer, das dem Fanele unter der Stirne brannte, „so werden wir zwei auch einmal nach dem Wetter schauen, Fanele.“

Weil der Zachenhesselhans auch noch mit den Augen etwas redete, das nur das Fanele anging, so schritten die beiden miteinander hinaus und dem Peterl nach.

„Fanele, den Wind lassen wir wehen und den Schnee lassen wir schneien. Was soll sich einer um Dinge grämen, in die der Herrgott sich hat nimmer hineinreden lassen? Aber, Fanele, hör zu: Aus dem Peterl müßt ein Burschen machen! Auf dem Sonnenwirbel meinen sie, wenn sie ihn nur auf der Welt haben,

nachher — ein Mensch wird schon aus ihm werden . . . Oha, ein Mensch wohl — aber ein richtiger? Bis dahin hat's noch gute Weg mit dem Peterl! Fanele, dem Jungen haben sie nur das Herz richtig gemacht. Aber den Kopf da, den haben sie ihm scheint's verhungern lassen. Was hat denn der Peterl gesagt zu dir?“

„Keine drei Worte haben wir geredet mitfammen, solange ich denken mag.“

„Ich, wenn ihn in die Hand nehm', fürcht mich, er kommt mir nimmer wieder. Aber einer muß herzu neben die Mahm, die den Buben bloß mit Zucker und Milch füttert. Er muß ein schwarzes Brot heißen lernen, der Peterl.“

„Was soll ich denn dabei tun?“ lachte das Fanele. „Und warum just ich?“

Und darauf der Zachenhesselhans:

„Hui, das sind zwei Fragen auf einmal! Was du dabei tun sollst? Das wirst du sei selber wissen. Und warum gerade du? Weil du eine von den dreien bist, die von dem neuen Schlag sind, Fanele! Es muß ein neues Leben her, ein Leben, das die andere Zeit von uns daheroben verlangen wird. Daheroben tun sie alles, weil's die Mahm sei auch a su getan hat.“ Aber, Fanele, das ist nicht mehr das rechte.“

„So soll ich dem Peterl sagen, er ist ein Vappl?“ lachte das Fanele.

„Sei nit, sei nit, Müdl,“ sagte der Zachenhesselhans und schüttelte unwillig den Kopf. „Jetzt: wenn's dem Peterl nun einfiel, auf die Freite zu kommen zum Fanele . . .“

„Ach, Zachenhesselhans, so meinst? Nachher, Hans, so wollt ich mir den Peterl schon instandsetzen!“

„Jetzt — da sind wir . . .“

Aber das Fanele tat einen Sprung über den Schwellenstein und flog vom Ausgang in die Stube.

Ueber dem Kaffee fand sich auch der Peterl wieder von der Halde herunter. Der Wind stand droben auf dem Ramm und jagte seinen Regen herüber, auch ein paar Schneeflocken wirbelten schon darin, weiß der Himmel wo er die aufgesehen.

Der Peterl tat seine Töpfe aus und hing sie zum trocknen auf die Wäschestange über dem Ofen.

„Auf nichts habt ihr vergessen im Haus,“ sagte die Resl und schaute sich über dem Schmausen, bei dem auch ein süßer Schnaps nicht fehlte, in der Stube um.

„Jetzt, wenn's einen Schnee auf den Wald wirft, werden's die Pilze schön bleiben lassen, das Wachsen,“ dachte der Wurzltonl laut vor sich hin.

Aber der Zachenhesselhans hatte eine Hoffnung auf Sonne. Die redete er den Hochzeitsleuten ins Herz.

Wie dann nur manchmal ein sanftes Schlürfen der Lippen am Rande der goldverzierten und mit Sprüchen versehenen Tassenköpfe im Zimmer war, hörte man das Lachen der Flammen, die in den Schornstein hinaufloderten.

„Und das Haldenbrünnlein lief auch stärker die Tage her.“

Es war der Peterl, der dies Wort sprach. Der Zachenhesselhans schaute auf.

„Sei recht,“ sagte er.

„Es ist ein Rinnen und Plätschern die ganze Bergbreite herein.“

„Soll laufen, so viel der untere Quergraben fassen kann . . .“

Der Hilari horchte nur mit einem Ohre hin, und der Wurzltonl war immer noch bei den Schwämmen und dachte: die Herrenpilze wenigstens könnten noch kommen! Selbst der Zachenhesselhans, der die „Waterkunst“ angelegt, war heute lieber mit seinen Gedanken beim Fanele, als auf dem Hange. Es war ihm just das richtige Wetter.

„So eins muß der Herrgott schicken zum Hochzeiten: vom Berg herab und über den Wald hin bläst der Wind die Trompete. Die Posaune läßt er daheim, weil sie die Hochzeitsfreude könnt' übertönen, und jagt nur einen Regen und einen nassen Nebel durch die Luft. Daß er schon einen Schnee treibt, das ist eine Verrechnung, die wir ihm nicht wollen für übel halten. Wenn er merkt: es stimmt nicht, nachher wird er den Fehler ausbessern. Und der Regen ist nicht lau wie ein Sommerregen,

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



**30 Jahre
Orts- und Friedensrichter
in Lauter.**

Am 11. Mai konnte eine in der Gemeinde Lauter sehr geschätzte Persönlichkeit, Herr Orts- u. Friedensrichter Hermann Trowitsch sein 30jähriges Amtsjubiläum begehen. Wir gedachten schon in unserer „D. Z.“ der Verdienste dieses wackeren Gebirglers, dessen Bild wir beistehend veröffentlichen. Auch an dieser Stelle entbieten wir dem Jubilar die allerherzlichsten Glückwünsche.

Spinat ist jetzt das Gemüse des Tages.

Überall auf den Märkten fällt jetzt das frische Grün des Spinats ins Auge, der in diesen Wochen eine willkommene Belebung des Mittagstisches von Arm und Reich bietet. Unser nebenstehendes mittleres Bild zeigt Bauernfrauen bei der Spinaternte.

Ein Denkmal für den Gründer der Nähmaschine.

Unser nebenstehendes Bild zeigt die Enthüllungsfeier des Wiener Denkmals für Josef Madersperger, der 1814 die erste brauchbare Nähmaschine baute. Madersperger, der in Kufstein geboren wurde, teilte das Schicksal sozialer Pioniere des Fortschritts. Er starb 1850 vollkommen verarmt in der Donaustadt, die ihn jetzt durch die Aufstellung einer schönen Bronze-Büste ehrt.

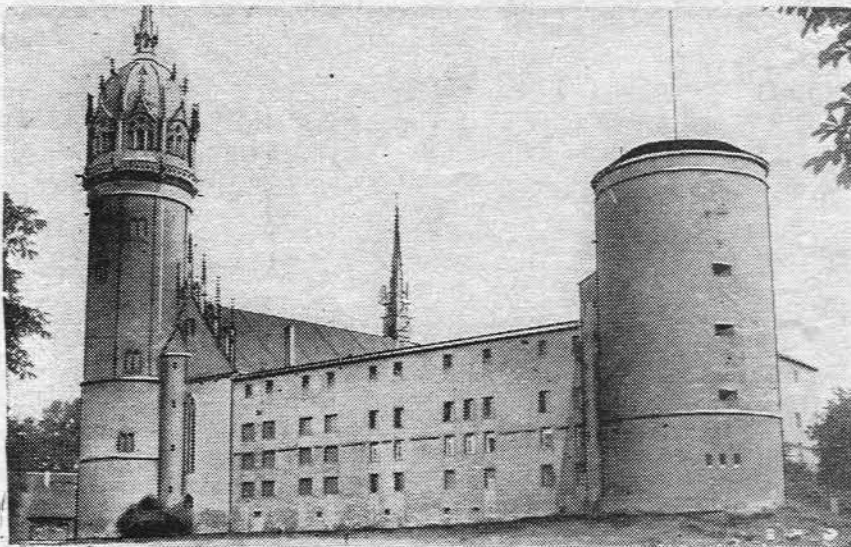
Notwerk der Deutschen Jugend Scheibenburgs.

Wie rings im Lande, wurde auf Anordnung der Regierungsstellen auch in Scheibenburg eine Kameradschaft des Notwerkes der Deutschen Jugend errichtet. Unser nebenstehendes Bild rechts zeigt die Kameradschaft vor dem Schulhaus mit ihrem Führer, Herrn Pfarrer Rothhardt, in der Mitte. Die Jugendlichen erhalten neben sportlicher Betätigung vor allem Gelegenheit zur Weiterbildung ihrer Kenntnisse. Diese Einrichtung ist äußerst segensreich und erfreut sich innerhalb der erwerbslosen Jugend eines regen Zuspruches.



Erstes Originalbild vom Triumph der deutschen Reiteroffiziere in Rom.

Nebensiehendes Bild zeigt, wie der Duce unsere Reichswehroffiziere zu dem überlegenen Sieg in dem heißumstrittenen Kampf um den Mussolini-Pokal, den die Deutschen jetzt zum drittenmal und damit endgültig eroberten, beglückwünscht.



Wittenberg, Sitz des künftigen Reichsbischofs?

Die Schloßkirche zu Wittenberg (nebensiehendes Bild), an der 1517 Luther seine 95 Thesen anschlug, soll die Pfarrkirche des Reichsbischofs werden, der nach den jetzt überreichten Vorschlägen der Glaubensbewegung der deutschen Christen als Oberhaupt der neuen evangelischen Reichskirche eingesetzt werden soll.

Der traditionelle Ruderwettkampf „Quer durch Berlin“.

Wiederum wurde, wie wir bereits berichteten, auf der Spree der traditionelle Frühjahr - Ruderwettkampf „Quer durch Berlin“ ausgetragen, an dem sich zahlreiche Wassersportverbände beteiligten. Unser nebensiehendes Bild zeigt den Start der Vierer mit Steuermann an der Weidendammer Brücke in Berlin.



sonst könnt einer zum Tanzen das Feuer im Ofen nicht vertragen. Aber ein Feuer muß sein, — werden doch erst die Herzen richtig, wenn der Rachelosen so sanft wärmt! Mit dem Wachsen ist einmal nichts mehr jekiger Zeit! Die Vogelbeeren? 's hat nicht Rot, und Schwämme? So viel als wir brauchen, läßt der Herrgott noch aufgehen jedes Jahr . . . Jetzt, Leute: ich denk, wir machen einen „Vogelfänger“!“

Da mußte das Harfenweibl sein Saitenspiel wieder stimmen, und der Sepp tastete sich an der Wand zur Ofenbank hinüber; das Harfenweibl hatte ganz vergessen auf ihn.

Da fing's schon zu schlürfen an: drüben das Wawrl mit der Brautfrone, daneben das flinke Fanele mit dem Flammenröcklein und dem Feuerherzen, und wieder daneben die Resl, die in ihren spätsommerlichen Tagen auch noch einen feinen „Vogelfänger“ mag.

Auf die Resl sahnede diesmal der Wurzltonl vom Sonnenwirbel. Das Wawrl hatte für heute den Seinigen. Und, damit die Jugend wieder zueinanderkam: der Zachenhesselhans stellte sein Rüttlein für das Fanele . . .

Vinks herum, rechts herum, hin und her, und immer klang die lustige Vogelfängerweise von der Ofenbank herüber in süßem Loden.

Das Wawrl war zuerst gefangen; und weil der Resl der Atem ausging, gab das Vöglein klein bei und flog in den Käfig: dem Wurzltonl seine Arme.

Als auch das Fanele dem Zachenhesselhans nicht mehr entweichen konnte, warf er dem Wurzltonl und dem Hilari ein Wort hinter der Hand vorm Mund hinüber. Da wußten die beiden: jetzt galt es, die Braut fangen.

Weil da einmal kein Entkommen ist, hatte der Hans-Tonl den Peterl schon in den Keller geschickt. Jetzt rollte der Peterl einen süßen Ungarwein im Zehnliterfäßlein zur Tür herein. Und für denselbigen Ungarwein konnte der Hans-Tonl sein Wawrl wiederhaben. Das war nicht billig, aber der Besitzer vom Wawrl zahlte den Preis gerne.

Als sie dem Fäßlein den Spund einschlugen, hatte sich ein Nebel den Berg hereingewälzt, ganz dick, lehnte sich gegen die Fenster und drückte mit den nassen Händen das letzte Licht aus in der Welt.

„Nun möchten wir auch das Feuer ausgehen lassen im Ofen von der Höll,“ sagte der Zachenhesselhans und zwinkerte lustig mit den Augen. „Seht euch den Hilari an, der meint: auf der Unruh wär auch ein Rachelosen und auf der Unruh im Stüblein wär feintag die Gemütlichkeit daheim gewesen“ . . .

Und der Hilari dachte und meinte: wenn einer den süßen Ungarwein hinaustrüge auf die Unruh und nicht dabei ausglüht auf dem heimtückischen Gras, daß das Fäßlein hinab in den Waldgrund ließe, so wär's ihm schon recht, daß die Hochzeitsleute auf die halbe Nacht mit hinaufkämen.

„Das Haus vom Hans-Tonl hält,“ sagte der Zachenhesselhans, „darauf haben wir mit dem Stampfer die Probe gemacht. Und weil das Wawrl und der Hans-Tonl auf die Hochzeitsreise wollen . . .“

Was hat der Zachenhesselhans noch weiter geredet hat, hat keiner hören können. Sie haben gar so viel gelacht, weil dem Zachenhesselhans das von der Hochzeitsreise eingefallen ist.

So haben sie keine Lampe angetan denselbigen Abend in der Höll. Und das Feuer — das im Ofen — ist langsam herniedergebrannt.

Aus der Unruh aber ist ein Lichtschimmer in den Nebel gegangen und hat der Mitternacht geleuchtet, als ob die ein Licht brauchte den Berg hinauf — schier bis auf den Sonnenwirbel.

Der Zachenhesselhans hat ohne Stalllämplein den Weg nach Hause gefunden. Ein Licht hätt' nicht geschienen aus der Höll, wie er am Stachelschwein vorbeigegangen wär', hat er gesagt. —

9. Kapitel.

Als der junge Tag über den Bald herüberkam, hörte der Zachenhesselhans auf dem Strohsack ein sanftes Klingen am Dach . . .

So klopft der triefende Frühlingsnebel, der ein gelindes Riefeln über die Schindeln schickt und dem bald die weckende Sonne folgt.

Der Zachenhesselhans rieb sich nicht lange die Augen: so ein Klopfen kennt einer, der im Waldland grau geworden ist . . . An dem Fenster herab ging's kling — klang — kling. Aber alle Wolken wälzten sich noch über das Grasland und drängten hinein in den Wald.

Da konnte der Mann im Zechenhaus noch einmal an den gestrigen Tag denken und daran, wie das Fanele daheim angefangen haben würde, den Peterl für sich instand zu setzen. Daheim ist eins fester als im fremden Haus, und namentlich in der Höll war's dem Fanele noch so neu gewesen, daß es sich gar nicht an den Peterl traute.

„Tun wir das Fenster auf ein wenig!“ sagte der morgenfrische Zachenhesselhans.

Wenn der Wind über das Gebirg heulte und er erspäht eine handbreite Luke, so wie jetzt eine im Fenster war, nachher bläst er hindurch, und mit eins, so hat er einen Haufen Nebel im Zimmer, daß einer auf dem Wolkenmantel könnt gen Himmel fahren . . . Aber heute hatten die Frühnebel keinen weiten Weg, drum gingen sie langsam. Es stand auch kein Wind dahinter, der einen Regen hineinjagte oder mit Eisnadeln stach: heute früh waren sie an Ort und Stelle und brauchten nur niederzufügen ins Herbstgras oder in das Grün des Bergwalds. Dort wurde ein Tau daraus, Millionen Spiegel, in deren jedem hernach die Frau Sonne sich schauen wird.

Ueberdem stieg der Zachenhesselhans vom Strohsack in die Lederhosen, zog sich den Gürtel über den Hüften zusammen und band die Riemen über den Knöcheln fest.

Die Holzstiege in den Flur hinab knarrte unter seinen Tritten und das Brunnenwasser rauchte in den grauen Herbstmorgen hinein als hätt's die Nacht lang über einem Feuer gestanden im Berg.

Als der Zachenhesselhans die Augen sich blank gepußt am Brunnen und mit den hohlen Händen die Flut über das Gesicht sich gegossen hatte, richtete er sich das Pfeiflein zurecht — weil die ganze Welt rauchte in dieser Frühe, so will auch der Zachenhesselhans rauchen.

Und dann: in fünf Minuten rauchte der Schornstein vom Zechenhäusl, rauchte auch bald die Morgensuppe auf dem Tische. Die Uhr rief sechs Uhr.

Da mußte der Tag den Sonnenschild heraushängen über dem Keilberg!

So ging der Zachenhesselhans nachschauen, ob nicht schon ein Feuer glomm hinter dem Wolkenvorhang. Auch das Häcklein nahm er mit, falls unter dem Rohr, das sein Wasser über die Halden taute, etwa wieder ein fürwiziges Brunnlein in den Tag ränne, das seinen eignen Weg in die Welt laufen wollte. So stapfte er hin.

Keine zwei Kehsprünge weit konnte er schauen. Auf einmal kam ein Poltern die Halde herein.

Es war aber nicht die wilde Jagd, die sich versäumt hatte. Das war der Sechzehnder, der in der Dämmerung immer auf den Hau beim Zechenhaus austrat. Waren drei Rüge heut hinter ihm drein, und weil sie den Zachenhesselhans hatten an einen Stein schlagen hören, wurden sie flüchtig.

Auf der Unruh sagte die Resl: „Der Hilari ist auf den Erdäpfelacker“.

So ging der Zachenhesselhans auf den Acker.

Wie ein Schatten stand der Hilari gebückt im halbgrünen Kartoffelkraut und wühlte die kalte morgenfeuchte Erde.

„Nun, wie steht's mit den Erdäpfeln, Hilari?“

„Na, so-so.“

„Sei gut ist's dasmal!“

„Na, ja. Aber wieder auch nit!“ setzte der Hilari nachdenklich hinzu.

„Hui,“ machte der Hans, „warum meinst denn?“

„Werden halt nit viel sein für die Schweine.“

„Welche meint denn der Hilari damit?“

„Die kleinen.“

„Die Säue vom Hilari werden schon auch fertig werden mit den großen.“

„Was die großen sind, die essen die Leute von der Unruh selber.“

Der Zachenhesselhans hob wieder sein Lachen an — jetzt: wenn die Sonne darüber nicht aufwachte!

„Schau, Schau, Hilari! Auf solch eine feine Antwort hab ich gewartet, darum hab ich dich so dumm gefragt. Und der Hilari ist jauch auch auf dem Zachenhesselhans seinen Leim gekrochen! . . . Hilari, zum verwundern ist's nicht, daß nun auch die Bauern nichts mehr wissen mögen vom Herrgott, wenn er ihnen solche Sachen zurechtmacht. Läßt der Herrgott dasmal rein nur große Erdäpfel wachsen und keine kleinen dabei für die Schweine! 's ist doch nicht zum glauben! Könnt einer nicht meinen, auch der Herrgott hat den Verstand verloren? Hilari, wenn der dir einmal ein silbernes Kraut auf die Felder stellte und goldene Erdäpfel unten daranhing, und just dir allein — weißt du, was dir darüber einfiel?“

„Na?“

„'s ist rein nit mehr zum aushalten, dächst du, — jetzt haben weder die Menschen, noch die Schweine auf der Unruh Erdäpfel für den Winter! Aber das sag' ich: wenn's dem Herrgott einmal glückt, daß er's einem Bauern rechtmacht, nachher, Hilari, — ein ganzes Faß süßen Ungarwein geb ich zum besten!“

Die letzten Worte liefen so aus dem Nebel herüber und konnten sich kaum bis dorthin finden, wo der Mann von der Unruh die großen Erdäpfel kummervoll aus dem Erdreich fragte.

Auf den Halden war ein Glucksen und Klingen vom Bergwasser, daß — wenn's jetzt der Sonne einfiel, über den Wald zu schauen — ein rinnendes Gold im Grase wäre. Der Hans-Toni müßte seine Freude haben daran!

Aber der Hans-Toni guckte noch nicht in die Welt an diesem Morgen — es war ein Vorhang rings um die Höhle, so dicht, daß man meinte, kein Rufen jände sich hindurch.

Und als der Zachenhesselhans wieder dorthin schaute, wo er die Sonne auf dem Wege vermutete, da war das Feuer aufgegangen über dem Berg!

Ein Wind lief vor dem Glühen über den Wald herein, blies dem Alten die Zoppe mit den Harzflecken über der Brust auseinander — aber: es war noch ein Knopf daran in der Mitte. Da mußte der Wind, der so lustig mit den Zoppenzipfeln wehen wollte, sein Spiel lassen und mußte die Frühnebel durcheinanderjagen oder das klingende Wasser den Hang hinunterblasen.

Dem Sonnenfeuer stieg der Hans nun entgegen.

Die Sonnenwirbelstraße war schon ganz blank, und die Vogelbeerbäume waren golden und gaben einen Klang im Frühlicht. Und die Sonnenwirbelhäuser schauten mit goldenen Fensteräugen in die Welt.

Aber unten in den Tälern spannen die Nebel, weiß, dicht, und rannen goldene und purpurrote Ströme hinein. Und immer schwerer ward ihnen das blanke Leuchten, das darauffiel.

Die Spinnennege am Schwarzbeerkraut waren aus silbernen Fäden gezogen, und es hingen zitternde Perlen und glänzende Demanten darin.

Aus den Wäldern riefen die Häher. Unter dem blauen Himmel kreisten die Falken. Und ein Dampfen war aus den Tälern herauf.

Aber der Hilari von der Unruh steckte noch im Grau, das die Nacht auf das Land gelegt hatte.

Und auch um die Höll hat die Sonne das Vorhängelein noch gelassen.

„Es kann kein Wind dahinein, der's wegbläst,“ dachte der Zachenhesselhans, und seine Augen waren dabei blank wie die Tropfen im Gras. Und er sah: auch auf dem Sonnenwirbel waren sie schon hinaus in die Erdäpfel; denn die Türen an den Sonnenwirbelhäusern sind geschlossen. Was so ein verslogener Schnee die Leute lebendig macht!

„Jetzt — so werden wir heute noch einen Feiertag haben,“ dachte der Alte, „der Vorhang drunten in der Höll ist immer noch zugezogen!“

Ueberdem schlenderte er die Halde hinab, lauschte im Gehen auf das schwägende klingende Rillern des Quells, dem er den Weg ins Licht gebahnt hatte und bog auf den Hau ein, welcher bis hinab zum Zechenhaus führte.

Die Hühner zogen die Beine hoch im morgentauigen Gras.

(Fortsetzung folgt.)



Mei Ichie's Dreiznho

(Nachdruck verboten)

An frumme Laß de gleich erkennst
De schwarze Puf, se zieht de Grenz;
:/ De Grenzpfahl zeig'n dr's a noch a,
Do is mei schienes „Dreiznho“. /:

De Fichten un Buch'n rahme's ei;
E ranes Listl weht drbei.
:/ Zum Gsundwarn ich eich roten koh;
Zu uns kommt har noch „Dreiznho“. /:

Vor lange Gohrn wor's a schie su:
Im 13. Hoh gab's Kraft un Ruh.
:/ Su is a heit, mr fo dr's joh,
Es blieb des alte „Dreiznho“. /:

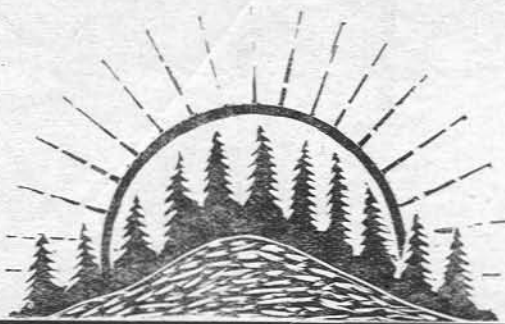
An Sog'n un Liedle sei mr reich,
In Arb un Seg'n is ka Vergleich.
:/ De Bargzack zeicht uns heit noch a,
Wus Eisen log in „Dreiznho“. /:
Ne Hütt' drzeht am Reiniher Teich
Von Stülpner Karl — un Wild zegleich.
:/ Wu gleich Gefohr druht für dan Moh,
Do zug's 'n har noch „Dreiznho“. /:

Dr Wint'r macht's zur weißen Fee,
Des tut dr Raufstrost un dr Schnee.
:/ Un alle johrn off dr Rodelboh,
Do is nu Lahm in „Dreiznho“. /:

Un wenn dr Summr werd ogieh,
Bei uns de Had werd rötlich blieh,
:/ De Schwommezeit gieht wiedr a,
Erhult Eich um in „Dreiznho“. /:

E. Schwarz, Reichenhain.

Original-(Sohn v. Wappen). Dreiznho — Reichenhain.



Unserer deutschen Mutter

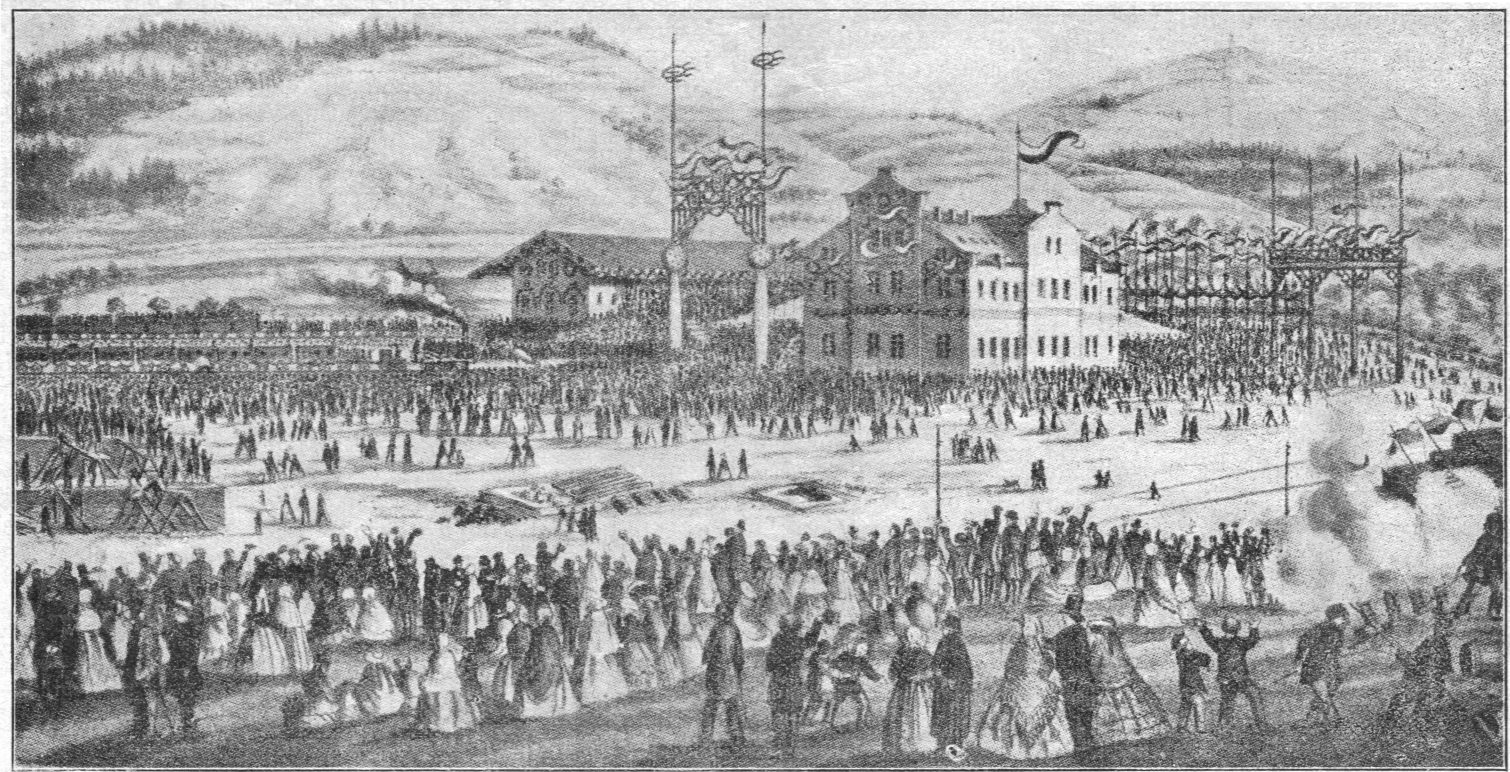
die so viel Sorge und so viel Last trägt in dieser Zeit der deutschen Not, ist dieses Bild geweiht. Als ob der alte Maler Ludwig Richter mit Seherblicken die Zeit vorausgeahnt hätte, so zeichnet er uns diese Mutter am Begrabend sitzend zu Füßen der Schmerzensmutter Gottes, die ja selbst mehr Herzeleid ertragen mußte, als je eine Mutter um ihr Kind zu tragen vermochte. Wieviele deutsche Mütter sind dieser müden Frau gleich, wieviele tragen die Sorge um den kümmerlichen Broterwerb mit, wo der Vater vielleicht seit Jahren arbeitslos ist. Voll Sorge und bitteren Harms sitzen sie am Rand des Begg. Wer zählt die tausend Sorgen einer Mutter, die sich müht um das tägliche Brot für die hungernden Kinder. Da mitten hinein der Muttertag mit seinem feiertäglichen Klang. Heute ist Gelegenheit, einmal der Mutter dankbar die Hand zu drücken, ihr ein Sträußlein zu bringen, und sei es auch nur ein Sträußlein schlichter Feldblumen — ein bescheidenes Zeichen nur der Dankbarkeit und Liebe. Wieviel stille Arbeit leistet für uns doch tagtäglich die Mutter? Sie ist schon geschäftig in frühesten Morgenstunden, wenn das Kind noch längst nicht vom Schlummer erwacht, und ihre Hände regen sich noch fleißig, wenn längst im Haus sich alles schlafen legte. Die Mutter — ihr Beruf ist nicht genannt unter den vielen tausenden Berufen und doch ist er der allerschwerste und der wichtigste zugleich. In ihm, in der Mutterliebe, wurzelt das ganze Leben, das Wohl

und Wehe der Familie. Und wenn sich der Mutter Hände einmal nicht mehr regen, was dann... Mutterlos ist Heimatlos und unser deutsches Volk will nicht Heimatlos sein. Die Mutter lehrte uns den ersten Schritt ins Leben, die deutsche Muttersprache hat sie uns gelehrt, und wären wir noch so arm, noch so in Zwist und Zwiespalt zerrissen im deutschen Volke — Muttertag

heut — da hören wir alle auf und reichen uns die Hände wieder einander, um der Mutter willen. Ja, sie ist die Liebe, sie ist der Halt der Familie, Halt des ganzen Volkes und keine Macht der Welt und wäre sie noch so dämonisch wie da drüben im Rußland, wo man die Kinder von den Müttern wegriß, um sie zu verstaatlichen, zu kollektivieren, kann uns die Mutterliebe rauben. Immer wieder und wieder instinktmäßig zieht es das Kind zur Mutter. In jedem Lebewesen, und wäre es in jedem Tier des Waldes oder Feldes, ist die Mutterliebe tief verankert nach uralten Gesetzen Gottes — wie sollten wir Menschen da nicht auch Muttertag halten, einmal ihr Dank sagen der lieben Mutter für ihre Mühe, für

ihre Last, die sie das ganze Jahr hindurch für uns trägt. Muttertag heut, Tag der Liebe, in der die ganze Menschheit geborgen. Schmerzensmutter Gottes ist der Mutter Ebenbild. Wo anders wäre Gottes Liebe uns sonst so offenbar als in unsrer Mutter, als aus ihrem Herzen? Gott schirme, Gott erhalte uns unser liebes Mütterlein. S.





Die Eröffnung der Eisenbahnlinie Zwickau—Schwarzenberg am 11. Mai 1858. (Nach einer zeitgenössischen Lithographie von Jul. Wagner.)